

Falsche Gegensätze und vermeintlicher Konsens. Eine diskurspolitische Intervention in Sachen ‚Organisation, Geschlecht, Kontingenz‘

Aulenbacher, Brigitte

2010

<https://doi.org/10.25595/1150>

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Aulenbacher, Brigitte: *Falsche Gegensätze und vermeintlicher Konsens. Eine diskurspolitische Intervention in Sachen ‚Organisation, Geschlecht, Kontingenz‘*, in: Feministische Studien : Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung, Jg. 28 (2010) Nr: 1, 109-120. DOI: <https://doi.org/10.25595/1150>.

Diese Publikation wird zur Verfügung gestellt in Kooperation mit dem Walter de Gruyter Verlag.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: <https://doi.org/10.1515/fs-2010-0111>

Brigitte Aulenbacher

Falsche Gegensätze und vermeintlicher Konsens. Eine diskurspolitische Intervention in Sachen ,Organisation, Geschlecht, Kontingenz'

Wer die einschlägige Literatur mit der Frage konfrontiert, wie die Geschlechterdifferenz in Organisationen Geltung erlangt, hat seit geraumer Zeit gute Chancen, auf die Antwort zu treffen, dies sei kontingent und kontextabhängig (vgl. die systematisierenden Sichtungen des Forschungsstandes bei Aulenbacher/Riegraf 2010; Funder 2004; Hofbauer/Holtgrewe 2009; Wilz 2002, 2004). Der genuin naturwissenschaftliche, aber auch sozialphilosophisch und soziologisch traditionsreiche Kontingenzbegriff hat sich (teilweise in Verbindung mit seinem Gegenstück, dem Emergenzbegriff) in der deutschsprachigen Diskussion um Organisation und Geschlecht ab Ende der 1990er Jahre etabliert.¹ Zuerst arbeitete Ursula Pasero (1995) in ihrer systemtheoretischen Zeitdiagnose zur „Dethematisierung“ der Geschlechterdifferenz mit dem Begriff der „doppelten Kontingenz“ (nach Luhmann). Dieser elaborierte Kontingenzbegriff hat sich jedoch als weniger einflussreich erwiesen als der zwar systemtheoretisch angeregte, aber doch unspezifischere und darum breiter anschlussfähige Begriff der „kontextuellen Kontingenz“ von Bettina Heintz und Eva Nadai (1998), der der eingangs genannten Antwort zugrunde liegt.

Nun ist überhaupt nichts dagegen zu sagen, dass sich in einem Forschungsfeld ein breiter kategorialer Konsens bildet, wenn ein Begriff gefunden worden ist, der einen empirischen Sachverhalt zu erfassen vermag. Auffallend ist jedoch, dass der Kontingenzbegriff nicht nur breite Zustimmung erfährt, sondern auch zur Neujustierung der Forschung im Schnittpunkt von Organisations- und Geschlechterforschung beiträgt. So stellt Maria Funder (2004) die in die 1980er Jahre zurückreichenden feministischen Theorien der Gendered Organization systemtheoretischen Ansätzen gegenüber. Während erstere, so die Diagnose der Autorin, überfordert seien, die Gleichstellung der Geschlechter in Organisationen beziehungsweise den darauf zielenden organisationalen Wandel hinreichend einzufangen, wiesen letztere keine zufriedenstellenden Erklärungen der anhaltenden Differenzen und Ungleichheiten auf (vgl. Funder 2004, 58–62). Aber es

„(...) bleibt am Ende doch ein innovativer Kern: Wird nämlich nicht von vornherein von der Omnipräsenz und Omnirelevanz von Geschlecht in Organisationen ausgegangen, vermeidet man nicht nur vorschnelle Kausalbezüge (Hierarchie gleich eine Frage des Geschlechts), sondern muss auch nach komplexeren Erklärungskonzepten Ausschau halten, die eine größere Sensibilisierung für die Relevanz der Geschlechterdifferenz in Organisationen aufweisen. So gilt es Analysekonzepte zu entwickeln, die dem Aspekt der Kontingenz von Differenz und Hierarchie ein größeres Gewicht zumessen und ihr Hauptaugenmerk dabei auf Prozesse des Genderings (bzw. des doing/undoing gender) in Organisationen richten“ (Funder 2004, 62).

¹ In der angloamerikanischen Forschung war der Kontingenzbegriff in den 1980er Jahren im Kontext der marxistischen Diskussion bereits prominent gewesen, wurde dann jedoch zur Seite gelegt (vgl. Witz/Savage 1992); heute ist er dort im Poststrukturalismus bedeutsam (vgl. Riegraf in diesem Heft).

Ansätze, welche die Kontingenz des Geschehens in Sachen ‚Organisation und Geschlecht‘ betonen, werden also als Weiterentwicklung des Forschungsstandes über feministische Ansätze, in diesem Falle: über die Theorien der Gendered Organization hinaus, gelesen.

Zu begrüßen ist auch, wenn und dass neue Ansätze weiterführende Akzente setzen. Im Falle der Etablierung systemtheoretischer Perspektiven in der Geschlechterforschung und der Platzierung des Kontingenzbegriffs geschieht dies jedoch in einer wissenschaftlich bedenklichen Art und Weise. In diese Konstellation interveniert der vorliegende Beitrag in vier Schritten: Es geht zuerst um die Etablierung der systemtheoretischen Betrachtungsweise in Ab- und Ausgrenzung feministischer Forschung (1). Danach wird gezeigt, wie ein solches Vorgehen mit für die Platzierung des Begriffs der „kontextuellen Kontingenz“ (Heintz/Nadai 1998) gesorgt hat (2). Anschließend wird herausgearbeitet, wie der Kontingenzbegriff in unterschiedlichen Ansätzen angewendet wird und wo Dissense zum Vorschein kommen (3). Sie auszutragen, so das Fazit, lohnt sich (4).

1. Systemtheorie versus Feminismus

Als eine vergleichsweise junge Strömung hat sich die systemtheoretische Geschlechterforschung im bereits bestellten Feld etablieren müssen. Wie bisweilen in solchen Prozessen üblich, lässt die Würdigung des bis dato erreichten Forschungsstands zu wünschen übrig (vgl. Müller 2003). Niklas Luhmann (1988) ging mit seiner Polemik gegen die Frauenforschung, die im Nachhinein als Gründungstext systemtheoretischer Geschlechterforschung gehandelt wird (vgl. Hellmann 2004; Pasero/Weinbach 2003), voran. Die damalige Frauenforschung war für ihn eine bloße Reflexionswissenschaft der Frauenbewegung,

die er – statt sich, wie es einer Streitschrift angemessen ist, mit ihr auseinander zu setzen² – mittels seiner Beobachtungsoptik zu belehren und bekehren suchte. An diese Polemik schließen Ursula Pasero und Christine Weinbach (2003, 9) fünfzehn Jahre später an, um „Feminismus und Frauenforschung“ als der „Genderforschung“ vorgängig und daher überholt zu verabschieden (vgl. auch Weinbach 2007, 8 im Anschluss an Heintz, kritisch Becker-Schmidt 2009). Folgerichtig nehmen sie deren Erkenntnisstand ebenso wie ihr Vorbild kaum zur Kenntnis. Ein solches Vorgehen verkennt, dass der feministische Einfluss wissenschaftsgeschichtlich unhintergebar ist. Wer Geschlechterforschung betreibt, muss sich mit ihm befassen beziehungsweise ist ihm auch dann ausgesetzt, wenn dies vermieden wird (vgl. hierzu Hirschauer/Knapp 2006).³ Auch wird dem Forschungsstand in der Sache nur unzureichend Rechnung getragen, wenn die feministische Forschung ignoriert wird.⁴

² Die historische Etappe der Frauenforschung, die Niklas Luhmann (1988) ohne Bezugsliteratur, nur von frauenbewegten Aktionen in der Universität ausgehend, im Blick hat, war eine Zeit intensiver erkenntnistheoretischer und methodologischer Auseinandersetzungen. Sie erörterten das Verhältnis von Wissenschaft und Bewegung ebenso tief gehend wie die Frage nach der Aufnahme verschiedener soziologischer Denktraditionen (vgl. im Überblick Aulenbacher/Riegraf 2009; die ausführliche Rekonstruktion von Hark 2005).

³ Ohne die Frage nach dem Einfluss des Feminismus zuzulassen, lassen sich weder die genannten Abgrenzungsbemühungen gegen ihn erklären, noch der Sachverhalt, dass der systemtheoretischen Geschlechterforschung eine normative Orientierung auf Geschlechtergleichheit innewohnt, die ihrer Bezugstheorie fremd ist – und, am Rande bemerkt, ein zentraler Punkt von Niklas Luhmanns (1988) Polemik gegen die Frauenforschung war.

⁴ So sticht bei der von Christine Weinbach (2004) vorgelegten ersten Monografie

Verzichtet wird ferner darauf, die eigenen gegen die im Feld angestammten feministischen Perspektiven zu profilieren. Die Herausbildung und Etablierung des Begriffs der „kontextuellen Kontingenz“ (Heintz/Nadai 1998) trägt, wie ich nun zeigen werde, Züge dieser mangelnden wissenschaftlichen Diskussions- und Auseinandersetzungsbereitschaft.

2. Die Profilierung des Kontingenzbegriffs mittels falscher Gegensätze: Vereinfachungs- und Erneuerungsformeln

Der Begriff der „kontextuellen Kontingenz“ wurde von Bettina Heintz und Eva Nadai (1998) im Zusammenhang mit ihrer Diagnose zur „De-Institutionalisierung“ der Geschlechterdifferenz begründet. Die Persistenz der Geschlechterdifferenz in der modernen Gesellschaft lässt die Autorinnen nach dem „Zusammenhang zwischen gesellschaftlicher und geschlechtlicher Differenzierung“ fragen (Heintz/Nadai 1998, 76). Zwar liege es nahe, in Differenzierungstheorie und Geschlechterforschung nach Antworten zu suchen, aber sie böten keine hinreichenden Erklärungen. Sie verstellten sich vielmehr den Blick auf den erfragten Zusammenhang und zwar in einer Weise, die sie in eine „deutliche Gegenposition“ zueinander bringe (Heintz/Nadai 1998, 77): Die Systemtheorie, die für die Differenzierungstheorie angeführt wird, negiere soziale Ungleichheiten zwar nicht, weise ihnen aber auch keinen „systematischen Platz“ zu (Heintz/Nadai 1998, 77). Gleichwohl lege sie mit

ihrer Annahme, dass die für die moderne Gesellschaft spezifische funktionale Differenzierung das vorherige Primat stratifikatorischer Differenzierung abgelöst habe, eine Auffassung nahe, wonach Geschlecht als „Ordnungsfaktor zunehmend irrelevant“ wird (Heintz/Nadai 1998, 77). Die Geschlechterforschung, die nicht weiter spezifiziert wird (vgl. zuvor bereits kritisch Hark 2005, 37–42), hingegen setze die „durchgehende Relevanz der Geschlechterdifferenz in der Regel als Prämisse“ (Heintz/Nadai 1998, 77). Dies erschwere ihr, Brechungen durch weitere Stratifikationskategorien und die Pluralisierung von Lebenslagen wie Angleichungstendenzen zwischen Frauen und Männern auch theoretisch in den Blick zu bekommen (vgl. Heintz/Nadai 1998, 78–79).

Für ihren Ansatz beanspruchen die Autorinnen, die als Defizite beider Betrachtungsweisen angeführten Punkte zu beheben (vgl. Heintz/Nadai 1998; Heintz 2007). Statt (wie ihrer Ansicht nach die Systemtheorie) die letztlich Irrelevanz oder (wie aus ihrer Sicht die Geschlechterforschung) die Omnirelevanz von Geschlecht festzustellen, fragen sie nach den Kontexten, in denen die Geschlechterdifferenz zum sozial relevanten Unterschied wird oder auch nicht. Die „Kontextualität der Geschlechterdifferenz“ begreifen die Autorinnen als ein „historisches Produkt“, welches gesellschaftlichem Wandel unterliegt (Heintz/Nadai 1998, 77). Für die Gegenwart sei nicht zuletzt, da die Geschlechterdifferenz in der modernen Gesellschaft normativ nicht mehr abgesichert sei, ihre „De-Institutionalisierung“ zu verzeichnen.⁵ In diesem Zusammenhang änderten

zur systemtheoretischen Befassung mit Geschlecht hervor, dass sie aufgrund der Ignoranz des Stands feministischer Forschung weit hinter den zum Zeitpunkt ihres Erscheinens in der Geschlechterforschung erreichten Forschungsstand zurückfällt.

⁵ Ob der Begriff der „De-Institutionalisierung“ (Heintz/Nadai 1998) diesen Sachverhalt trifft, sei dahingestellt; die formalrechtliche Gleichstellung der Geschlechter etwa ist ebenfalls eine institutionell abgesicherte Form, die Geschlechterdifferenz gesellschaftlich zu handhaben.

sich auch ihre „Reproduktionsmechanismen“ (Heintz/Nadai 1998, 78), nämlich von „routinehaftem Vollzug (...) zu bewusstem und gezieltem Handeln (...)“ (Heintz 2007, 234). Der „Hauptmechanismus“, über den die Geschlechterdifferenz geltend gemacht werde, sei heute die Interaktion. Deshalb müssten auch Erklärungen von Geschlechtergleichheiten in erster Linie interaktionstheoretisch ansetzen (Heintz 2007, 235).⁶

Bettina Heintz' und Eva Nadais' (1998, 76) Analyse des „Zusammenhangs von gesellschaftlicher und geschlechtlicher Differenzierung“ lässt sich nunmehr folgendermaßen zusammenfassen: Gesellschaftstheoretisch und sozialdiagnostisch betrachtet verliert die Geschlechterdifferenz im Laufe der historischen Entwicklung „ihren Status als durchgängiges gesellschaftliches Ordnungsprinzip und wird zu einem kontextspezifischen und potentiell instabilen Phänomen“ (Heintz 2007, 235).

Diesem Ansatz liegt eine kritikbedürftige Rekonstruktion und Rezeption der Geschlechterforschung zugrunde. Nach Ansicht der Autorinnen hat sich die Geschlechterforschung über die „Setzung der Geschlechterdifferenz als Leitdifferenz konstituiert und darüber ihre Legitimation bezogen“ (Heintz/Nadai 1998, 78). Den Beleg für eine solche Handhabung der Kategorie Geschlecht bleiben sie allerdings schuldig. Aber selbst wenn sich

ein solches Vorgehen in einzelnen Arbeiten der Geschlechterforschung fände, so wäre auch dies kein Grund, es zur Konstitutionsgeschichte des Forschungsstrangs zu stilisieren (vgl. kritisch auch Becker-Schmidt 2009). Zwar ist die Geschlechterforschung unter anderem aus der Kritik an der in der Wissenschaft bis dato vorfindbaren Ignoranz von Geschlecht beziehungsweise an ihrem impliziten Androzentrismus hervorgegangen (vgl. Hark 2005; für den organisationssoziologischen Kontext: Müller 1993; Witz/Savage 1992; Wilz 2002) und gewiss arbeitet eine solche Konstellation in epistemologischer Hinsicht einer Überschätzung dieser Kategorie zu. Ob dies der Geschlechterforschung aber tatsächlich unterlaufen ist und ob sie, wie Bettina Heintz und Eva Nadai (1998, 72) sagen, dadurch gesellschaftstheoretisch und sozialdiagnostisch beeinträchtigt worden ist, ließe sich jedoch erst beurteilen, wenn auch ihre auf diese Problematik bezogenen, selbstkritischen Reflexionen mit in Betracht gezogen würden (vgl. Aulenbacher/Riegraf 2009a; Hark 2005; Hirschauer/Knapp 2006). Die Autorinnen verfolgen solche Fragen und Betrachtungen nicht. Allein die Existenz entsprechender Reflexionen der Geschlechterforschung auf ihre Kategorien und Konstellationen weist jedoch bereits darauf hin, dass es zu kurz greift, von der „*Setzung*“ einer „*Leitdifferenz*“ (Heintz/Nadai 1998, 78, Hervorh. BA) und deshalb von der „*durchgehenden Relevanz der Geschlechterdifferenz (...)* als *Prämisse*“ (Heintz/Nadai 1998, 72, Hervorh. BA) zu sprechen. Es handelt sich bei der Feststellung, dass Geschlecht in gewisser Weise omnirelevant ist, wie gleich noch deutlich wird, vielmehr um ein *Ergebnis* feministischer Gesellschaftstheorien.

Dass es feministische Gesellschaftstheorien gibt, darauf findet sich in Bettina Heintz' und Eva Nadais' (1998) Ansatz allerdings kein Hinweis. Im Gegenteil: Es scheint ein geradezu müßiges Unterfangen

⁶ Eine solche Weichenstellung für die Soziologie und die entsprechende Selbstbeschränkung ihres Ansatzes entbehren allerdings der Plausibilität. Dass die Institutionen in Bewegung geraten sind, während die Konstitution der modernen Gesellschaft in ihren Grundfesten offensichtlich unerschüttert ist, macht letztere doch gesellschaftlich nicht minder wirkmächtig und soziologisch nicht minder berücksichtigungswert. Es bedarf also ebenso gesellschafts- wie interaktionstheoretischer Zugänge; ein Ranking der Perspektiven geht mit Erkenntnisverlust einher.

zu sein, sich aus gesellschaftstheoretischem Interesse an die Geschlechterforschung zu wenden. Denn dort sei ab den 1990er Jahren eine Fokussierung mikrosoziologischer Perspektiven zu verzeichnen, welche makrosoziologische Analysen an den Rand gedrängt habe (vgl. Heintz/Nadai 1998, 79). Warum die Autorinnen diese Akzentsetzung affirmieren statt die in den 1990er Jahren in der Tat zwar eher randständigen, aber für ihre Fragestellung doch einschlägigen und elaborierten feministischen Gesellschaftstheorien aufzunehmen⁷, wird nicht erklärt. Gezeigt sei nun, was sie mit der Ignoranz dieser Theorien inhaltlich übersehen.

Feministische Gesellschaftstheorien weisen Geschlecht in der Tat als eine Kategorie aus, die in der modernen Gesellschaft in gewisser Weise omnirelevant ist. Mit Theorietraditionen wie der Marxschen, der älteren oder der neueren Kritischen Theorie oder im Kontext kritischer Reflexionen der Moderne gehen sie von der Historizität alles Seienden aus. Unter dieser Prämisse befassen sie sich damit, inwiefern sich Geschlechterordnungen, welche der modernen Gesellschaft vorgängig waren, zugleich als konstitutiv für sie erwiesen haben (vgl. Aulenbacher 2007, 2010). Während die Systemtheorie, wie schon mit Bettina Heintz und Eva Nadai (1998) gesagt worden ist, mit ihrer evolutionstheoretisch basierten Prämisse von

einer Umstellung von stratifikatorischer auf funktionale Differenzierung als primärer Differenzierungsform spricht (vgl. Luhmann 1997), baut jener Betrachtungsweise nach auch die sektorale Funktionsteilung auf Zuweisungen nach Geschlecht auf und ist entsprechend ausgeprägt (vgl. Becker-Schmidt 1995). Es macht, um Ursula Paseros (1995) illustrierendes Beispiel aufzugreifen, aus der systemtheoretischen – wie im übrigen auch aus der feministischen – Perspektive funktional gesehen keinen Unterschied, ob eine Frau oder ein Mann zum Bäcker geht. Situativ, so lässt sich weiterhin in beiden Perspektiven sagen, kann Geschlecht durchaus bedeutsam sein, wenn beispielsweise eine Kundin anders behandelt wird als ein Kunde. Aus der Perspektive feministischer Gesellschaftstheorien der genannten Provenienz ist darüber hinaus allerdings noch das Faktum, dass es überhaupt einen Bäcker gibt, von Interesse. Es ist nicht losgelöst von historisch herausgebildeten Arbeitsteilungen, unter anderem nach Geschlecht, zu sehen.

Bettina Heintz' und Eva Nadais (1998) verkürzte und dadurch falsche Entgegensetzung von Geschlechterforschung und Systemtheorie lässt sich nun korrigieren: Unvereinbar sind die Prämissen feministischer Gesellschaftstheorien und der Systemtheorie (Historizität versus Evolution). Gegenläufig verhalten sie sich in der Folge in ihren Betrachtungen zur Herausbildung der modernen Gesellschaft und der funktionalen Differenzierung (Konstitution versus Umstellung). Dissens besteht in der Bedeutung der Kategorie Geschlecht für die Gesellschaftsanalyse: Der feministischen Gesellschaftstheorie nach ist sie systematisch zu veranschlagen, aus systemtheoretischer Perspektive verstellt dies den Blick auf die für die Moderne spezifischen Inklusionsbedingungen (vgl. Luhmann 1988). Dissens besteht ferner bezüglich der Frage nach ihrer Bedeutung für die Gesellschaft: Aus systemtheo-

⁷ Dies sind, so sei Bettina Heintz' und Eva Nadais Geschichte der Akzentsetzungen in der Geschlechterforschung ergänzt, unter anderem die feministischen Gesellschaftstheorien, die in den 1970er und 1980er Jahren mit den mainstream der Geschlechterforschung bildeten, in den 1990er Jahren in ihrem Einfluss, aber nicht in ihrer Weiterentwicklung hinter interaktionstheoretische und sozialkonstruktistische Ansätze zurücktraten und seit der gegenwärtigen Dekade erneut einflussreicher geworden sind (vgl. hierzu Aulenbacher 2007, 2008, 2010).

retischer Sicht hat Geschlecht, da es nicht mehr wie für die primär stratifikatorisch differenzierte Gesellschaft als gesellschaftsbildend gilt, einen Funktionsverlust erlitten, ist damit entbehrlich und deshalb perspektivisch bedeutungslos (vgl. Weinbach/Stichweh 2001). Aus feministischer Sicht ist die Kategorie Geschlecht der Verfasstheit der modernen Gesellschaft und damit auch der funktionalen Differenzierung eingeschrieben. Und da Geschichte nicht revidierbar ist, es also kein Zurück in einen ‚vorgeschichtlichen‘, ‚geschlechtslosen‘ Zustand gibt, ist die bisherige Geltung von Geschlecht unhintergebar. *In dieser Weise* kann Geschlecht mit Arbeiten der Geschlechterforschung also als omnirelevant oder, treffender formuliert, als letztlich nie irrelevant angesehen werden. Über die empirische Gleich- und Ungleichstellung der Geschlechter und über ihre mögliche Veränderung in der Gesellschaft und in den Organisationen ist damit in beiden Betrachtungsweisen allerdings überhaupt noch nichts gesagt.

Vor diesem Hintergrund zeigt sich, dass der Kontingenzbegriff durch Bettina Heintz und Eva Nadai (1998) folgendermaßen etabliert wird: Die Unterscheidung Irrelevanz/ Omnirelevanz erweist sich, was die daran entlang vollzogene Entgegensetzung von Systemtheorie und Geschlechterforschung angeht, als Vereinfachungsformel. Sie unterschlägt die Argumentationszusammenhänge und vernachlässigt, was in beiden Strängen ansonsten noch zur Relevanz der Geschlechterdifferenz gesagt wird. Dies trifft ab den 1990er Jahren auf eine zeit- und wissenschaftsgeschichtliche Situation, in der die Pluralisierung der Lebensformen einschließlich der Verwerfung bisheriger Geschlechterarrangements und Egalisierungstendenzen zwischen Frauen und Männern zumindest in der Mittelschicht die Rede von der Omnirelevanz von Geschlecht als undifferenziert und veraltet und damit

überholt oder doch zumindest überholungsbedürftig haben erscheinen lassen. In dieser Konstellation scheint der Ansatz der „kontextuellen Kontingenz“ (Heintz/Nadai 1998) dann eine systemtheoretisch informierte Weiterentwicklung des Forschungsstands über die bisherige Geschlechterforschung hinaus zu präsentieren. Damit wird Kontingenz unter der Hand zu einer Erneuerungsformel, die die systemtheoretische Feststellung der Irrelevanz von Geschlecht zu relativieren verspricht und mit der die feministische Erkenntnis seiner Omnirelevanz zur Seite gelegt werden kann. Der von Maria Funder (2004, 62) diagnostizierte „innovative Kern“ ist also in theoriestrategischer und -politischer Abgrenzung zum Feminismus und in Affirmation der gesellschaftlichen Entwicklung erzeugt worden.

3. Dissense hinter dem kategorialen Konsens

Wenngleich ein breiter Konsens besteht, den Kontingenzbegriff zur Bearbeitung des Themas ‚Organisation und Geschlecht‘ heranzuziehen, so zeichnen sich in der Art und Weise, dies zu tun, doch erhebliche Dissense ab. Daher wird nun gefragt: Was wird aus welcher Perspektive als kontingent begriffen?

Für ihren Ansatz formuliert Bettina Heintz (207, 235–243) dies im Anschluss an Erkenntnisse institutionen- und interaktionstheoretischer Arbeiten im Schnittpunkt von Berufs-, Arbeits-, Organisations- und Geschlechterforschung aus. Sie begreift Geschlecht wie Ursula Pasero (1995) als eine emergente Kategorie sozialer Interaktion, wobei sich in der Art und Weise ihrer Wahrnehmung und Kommunikation gesellschaftliche Semantiken geltend machten. Da die Geschlechterdifferenz besonders sichtbar und daher in der Interaktion nahezu unvermeidbar

sei und da sie vergleichsweise stark mit stereotypen Verhaltenserwartungen belegt sei, könne sie besonders wirkungsvoll zur Geltung gebracht werden. Dies sei durch ihre Veranschlagung ebenso möglich wie durch ihre Ignoranz (vgl. Heintz 2007, 235–243, 246–247). Ob die in der Interaktion vorgenommene Geschlechtsunterscheidung dann letztlich auch tatsächlich wirksam wird, das hängt Bettina Heintz (2007, 246–247) zufolge allerdings von weiteren „Bedingungskonstellationen“ ab. Darunter fallen nicht zuletzt die „Inklusionslogik“ der Funktions- und Organisationssysteme und die Spielräume, die sie für die Interaktionen in jedem Einzelfall bereithalten (ebd.). Als „kontextuell kontingent“ ist somit zu verstehen, in welcher Weise die Geschlechterdifferenz in diesem Rahmen situativ ins Spiel gebracht wird oder auch nicht. Die gesellschaftliche Verfasstheit von Organisationen spielt dabei kaum eine Rolle.

In der weiteren systemtheoretisch verfahrenen Forschung hat sich in der Frage, wie Geschlecht soziale Geltung erlangt, ausgehend von den Arbeiten Ursula Paseros (1995) und Christine Weinbachs (2004, 2006; auch Weinbach/Stichweh 2001) eine noch andere Argumentation etabliert. Die in diesem Zusammenhang verhandelte Fassung von Geschlecht als emergenter Kategorie sozialer Interaktion und kontingentem Ordnungskriterium, das zur Reduktion von Komplexität beiträgt (vgl. bereits Pasero 1995), setzt bei der körpergebundenen, semantisch vorstrukturierten Wahrnehmung und der mit „doppelter Kontingenz“ (nach Luhmann) gefassten Erzeugung anschlussfähiger Kommunikationen an (vgl. Pasero 1995). Argumentiert wird ähnlich wie bei Bettina Heintz (2007), dass InteraktionspartnerInnen sich „als stets sexuierte Person“ konstruieren (Weinbach 2004, 11, vgl. auch 31–61). Über Sprache „strukturell gekoppelt“ (nach Luhmann) wird

das Wahrgenommene im Rahmen gesellschaftlicher Konventionen kommuniziert und erlangt damit dann soziale Geltung (vgl. Pasero 2003). Anders als bei Bettina Heintz und Eva Nadai (1998; Heintz 2007) wird jedoch auch die Verfasstheit von Organisationen ausführlich einbezogen. Sie sind der systemtheoretischen Betrachtungsweise nach als formal und unpersönlich zu begreifen, folgen universalen Codes und inkludieren (oder exkludieren) ihre Mitglieder nach funktionalen Kriterien (vgl. Tacke 2007; Weinbach 2004). In diesem Zusammenhang ist die Mitgliedsrolle, so Christine Weinbach (2004, 126–144), ein systematisch zu veranschlagendes Moment, in dem Funktion und Person aufeinandertreffen. Dort kann, was die organisationspezifische Kommunikation angeht, Geschlecht geltend gemacht werden oder nicht. So kann zum Beispiel bei Stellenbesetzungen unter Veranschlagung funktionaler wie personaler Kriterien für/gegen eine Frau oder für/gegen einen Mann entschieden werden. Geschlecht wird damit dann zu einem kontingenten Ordnungskriterium, das die Komplexität organisationaler Kommunikation, systemtheoretisch gesehen: der Entscheidung, zugunsten der Entscheidungsfindung reduziert. Ausgehend von der Organisation, beispielsweise von der Vergabe der Führungspositionen im Top-Management von Unternehmen an Männer, erlangt Geschlecht dann auch im Funktionssystem, in diesem Beispiel: in der Wirtschaft, trotz seiner „systemstrukturellen Entbehrlichkeit“ (Weinbach/Stichweh 2001, 30) Bedeutung. Erklärt wird also, wie Geschlecht trotz primär funktionaler Differenzierung seine beachtliche Persistenz gewinnt.

In einer stringenteren Auslegung der Systemtheorie wendet Veronika Tacke (2007, 254–275) bei verhaltener Zustimmung zur skizzierten Argumentation ein, dass hier systematisch offen bleibt, warum Geschlecht im Kontext funktionaler Diffe-

renzung überhaupt soziale Geltung erlangen kann. Ihrer Überlegung nach kann Geschlecht immer dort relevant gemacht werden, wo nach allein funktionalen Kriterien keine Entscheidung gefällt werden kann und daher Unsicherheit absorbiert werden muss, also beispielsweise im Falle mehrerer funktional gesehen vollkommen gleichwertiger Bewerbungen. Sie schlägt vor, Netzwerke als partikularistische, explizit oder implizit unter anderem nach Geschlecht bildbare oder gebildete Elemente mit in den Blick zu nehmen, durch welche andere als funktionale Kriterien geltend gemacht werden können.

Die zuerst genannte systemtheoretische Argumentation hebt darauf ab, dass eine sekundäre Differenzierungsform, in diesem Falle Stratifikation nach Geschlecht, im Kontext der primär funktional differenzierten Gesellschaft und dabei auch in der organisationalen Kommunikation Geltung erlangt (vgl. Weinbach 2006). Der zweitgenannten Argumentation nach wirkt eine informelle Struktur in das formelle Geschehen hinein. Als kontingent ist in beiden Fällen anzusehen, ob und, falls ja, wie Geschlecht in der formalen und unpersönlichen Organisation wirkt.

Gegen Konzeptionen von Organisation als formal, rational und unpersönlich und gegen die Betonung des Informellen bei scheinbar organisationsfremden Prozessen haben feministische und pro-feministische ForscherInnen ab Ende der 1980er Jahre die bereits mit Maria Funder (2004) genannten Theorien der Gendered Organization entwickelt (vgl. ursprünglich: Acker 1990; für Überblicke: Müller 1993; Savage/Witz 1992; Wilz 2002, 43–100; Acker in diesem Heft). Auch hier lässt sich eine breit geteilte Argumentation identifizieren. Organisationen sind diesen Ansätzen nach vergeschlechtlicht, weil sie auf gesellschaftlichen Trennungen, insbesondere denjenigen von Öffentlichkeit und Privatheit wie Erwerbs- und Hausarbeit basieren, für

welche ein hierarchisches Geschlechterverhältnis als historisch konstitutiv gelten muss. Angesichts dessen sind dann auch universal anmutende Konstrukte wie Arbeitskraft oder Stellen als androzentrisch konnotiert zu begreifen. In diesem Sinne spricht Joan Acker (1990) von einer „gendered substructure“. Auch hält das organisationale Geschehen daher und entgegen seiner Anmutung als formal, rational und unpersönlich für die Geschlechter unterschiedliche und ungleiche Öffnungen und Zwänge bereit. Geschlechterdifferenzierungen und -hierarchisierungen finden unter Bedingungen statt, die für Frauen und Männer unterschiedliche und ungleiche Folgen zeitigen (vgl. Hearn 2009; Savage/Witz 1992). Geschlecht kann, da es dem gesellschaftlichen Konstrukt Organisation strukturell und symbolisch genuin innewohnt und damit auch die Interaktionen rahmt, dieser Betrachtungsweise nach im organisationalen Geschehen also nie irrelevant sein.

Der Kontingenzbegriff spielt in diesen Theorien keine Rolle. Auch lassen sich Vorbehalte gegen ihn geltend machen. So führen er und der dazugehörige Emergenzbegriff mit ihrer Assoziation, dass gänzlich Neues entsteht und Anderes möglich ist, eine Konnotation des Freiheitlichen und Zufälligen mit sich, die soziale Zwänge unterzubelichten droht. Im Kontext der Theorien der Gendered Organization, die dem Nachwirken der Geschichte und der organisationalen Vermittlung von Herrschaft systematisch und kategorial hohen Stellenwert einräumen, kann der Kontingenzbegriff jedoch ein weiteres Moment theoretisch einfangen, das hier bislang vor allem empirisch und weniger systematisch thematisiert wird: die Unbestimmtheit der zukünftigen Entwicklung im Hinblick auf die Gestalt von Organisationen und die Relationen zwischen den Geschlechtern. Solche Prozesse lassen sich, so zugleich mein Vorschlag zur Weiterfüh-

zung der Diskussion im Anschluss an die Theorien der Gendered Organization, dahingehend als kontingent begreifen, dass sozialer Zwang nicht gleichzusetzen ist mit Zwangsläufigkeit, sondern sowohl die Gestalt von Organisationen als auch diejenige des Geschlechterverhältnisses Gegenstände sozialer Aushandlungen unter historisch gegebenen Voraussetzungen sind (vgl. hierzu auch Aulenbacher/Riegraf 2009a, 2010a).⁸ In diesem Sinne lässt sich von einer historischen Kontingenzenz des Geschehens sprechen.

Der kategoriale Konsens in Sachen Kontingenzenz wird außerdem quer zu den bislang rekonstruierten Positionen getragen. So wendet Sylvia M. Wilz (2002) den Kontingenzenzbegriff im Rahmen ihres Ansatzes in ähnlicher Weise wie Bettina Heintz und Eva Nadai (1998) an, allerdings vor dem Hintergrund einer fundierten Auseinandersetzung mit dem Stand der Forschung und ausgehend von den Theorien der Gendered Organization. In Verkehrung der systemtheoretischen Perspektive fragt sie dann nicht nach der Persistenz der Geschlechterdifferenz in der formalen und unpersönlichen Organisation, sondern nach ihrer Irrelevanz in der Gendered Organization. In diesem Kontext spricht sie von „strukturellen Bindungen“ und „kontingenten Kopplungen“, in denen nach Geschlecht differenzierende und geschlechtsneutrale Elemente auf allen Ebenen der Organisation – das sind in ihrem strukturationstheoretischen Ansatz: Strukturen, Subjekte, Modalitäten – miteinander verbunden werden können und so dafür sorgen, dass Geschlecht relevant gemacht wird oder aber auch nicht (vgl.

Wilz 2002, 263–275). Damit versucht sie den Sachverhalt, dass Geschlecht als soziale Klassifikation situativ auch bedeutungslos sein kann, im Kontext der Theorien der Gendered Organization aufzunehmen, wo er bislang keine systematische Aufmerksamkeit erfährt. Allerdings schlägt sich ihre theoretische Unentschiedenheit in ihrem Erklärungsangebot nieder und hält es vage: Werden Organisationen als formal und unpersönlich begriffen, sind ihre Elemente per se als gleichgültig gegenüber dem Geschlecht zu sehen. Werden sie – wie von der Autorin – als genuin androzentrisch begriffen, lässt sich nicht von geschlechtsneutralen Elementen sprechen. Das hinter der Relevantsetzung von Geschlecht beziehungsweise seiner Irrelevanz und den „kontingenten Kopplungen“ (Wilz 2002) liegende Spannungsverhältnis von Universalismus und Androzentrismus bleibt gesellschaftstheoretisch einzufangen.

4. Fazit

Dass und wie der Kontingenzenzbegriff in unterschiedlichen, teils gegenläufigen Ansätzen bemüht wird, zeigt, so ist zu resümieren, zweierlei: Er erstreckt sich erstens auf ganz verschiedene Sachverhalte, etwa auf die Bedeutung von Geschlecht oder auf die Entwicklung von Organisationen. Insofern zeigt sich hier weniger ein „innovativer Kern“ (Funder 2004, 62) als vielmehr der Versuch, neue oder bislang unterbelichtete Phänomene kategorial einzufangen. Allein die stringent systemtheoretisch argumentierenden Ansätze verfügen dabei jedoch bereits über einen elaborierten Kontingenzenzbegriff; bei allen anderen Ansätzen handelt es sich um einen provisorischen Begriff, der noch keinen Bezug zu seiner Wissenschaftsgeschichte erkennen lässt und dessen Tragfähigkeit noch keineswegs feststeht. Anders gesagt: Die Platzierung des Kontingenzenzbegriffs als

⁸ Da im Ergebnis dieser Prozesse die Verfestigung, die Beibehaltung oder der Abbau bisheriger Herrschaftsverhältnisse stehen kann, lässt sich der Kontingenzenzbegriff in einer solchen theoretischen Bettung dann nicht mehr ohne weiteres mit Zufälligkeit oder Freiheitlichkeit assoziieren.

Erneuerungsformel täuscht darüber hinweg, dass die Arbeit am Begriff zumeist erst noch zu leisten ist. Zweitens zeigt sich, dass in der Frage danach, wie Organisationen verfasst sind und wie Geschlecht in ihnen Geltung erlangt, nach wie vor erheblicher Dissens herrscht. Trotz kategorialen Konsens sind die Theorieperspektiven teilweise unvereinbar. Wird der Kontingenzbegriff als Erneuerungsformel gehandhabt, dann wird verdeckt, dass wir es hier mit Theorienkonkurrenz (und nicht mit der wissenschaftsgeschichtlichen Abfolge von theoretischen Zugangsweisen) zu tun haben. Sie ist zwischen den Polen systemtheoretischer Organisations- und Geschlechterforschung und der Theorien der Gendered Organization aufgespannt. Diese Konkurrenz anzunehmen und auszutragen statt sie über Ab- und Ausgrenzungen zu vermeiden, kann die Diskussion in Sachen ‚Organisation, Geschlecht, Kontingenz‘ in gewisser Weise vorantreiben. Jeder der hier skizzierten Ansätze hat, so wurde gezeigt, ‚seine‘ Leerstellen. Indem die je andere Perspektive darauf verweist, zeigt sie an, was mit den je eigenen Mitteln gegebenenfalls noch weiter auszuarbeiten ist.

Literatur

- Acker, Joan (1990): Hierarchies, Jobs, Bodies: A Theory of Gendered Organizations. In: *Gender & Society*. Jg. 4, H. 2, S. 139–158
- Aulenbacher, Brigitte (2007): Geschlecht als Strukturkategorie. Über den inneren Zusammenhang von moderner Gesellschaft und Geschlechterverhältnis. In: Wilz, Sylvia M. (Hrsg.): *Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen. Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen*. Wiesbaden, S. 139–166
- Aulenbacher, Brigitte (2008): Auf gute Nachbarschaft? Über Bewegungen im Verhältnis von Soziologie und Geschlechterforschung. In: Hofbauer, Johanna/Wetterer, Angelika (Hrsg.): *Soziologie und Geschlechterforschung. Österreichische Zeitschrift für Soziologie*. Jg. 33, H.4, S. 9–27
- Aulenbacher, Brigitte (2010): Gesellschaftsanalysen der Geschlechterforschung. In: Aulenbacher, Brigitte/Meuser, Michael/Riegraf, Birgit (Hrsg.): *Soziologische Geschlechterforschung. Eine Einführung*. Wiesbaden
- Aulenbacher, Brigitte/Riegraf, Birgit (2009): Zeiten des Umbruchs – Zeit zur Reflexion. Einleitung. In: Aulenbacher, Brigitte/Riegraf, Birgit (Hrsg.): *Erkenntnis und Methode. Geschlechterforschung in Zeiten des Umbruchs*. Wiesbaden, S. 9–23
- Aulenbacher, Brigitte/Riegraf, Birgit (2009a): Markteffizienz und Ungleichheit – Zwei Seiten einer Medaille? Klasse/Schicht, Geschlecht und Ethnie im Übergang zur postfordistischen Arbeitsgesellschaft. In: Aulenbacher, Brigitte/Wetterer, Angelika (Hrsg.): *Arbeit. Diagnosen und Perspektiven der Geschlechterforschung*. Münster, S. 230–248
- Aulenbacher, Brigitte/Riegraf, Birgit (2010): Geschlechterdifferenzen und -ungleichheiten in Organisationen. In: Aulenbacher, Brigitte/Meuser, Michael/Riegraf, Birgit (Hrsg.), *Soziologische Geschlechterforschung. Eine Einführung*. Wiesbaden
- Aulenbacher, Brigitte/Riegraf, Birgit (2010a): The new entrepreneurship in science and changing gender arrangements. Approaches and perspectives. In: Riegraf, Birgit/Aulenbacher, Brigitte/Kirsch-Auwärter, Edit/Müller, Ursula (Eds.): *GenderChange in Academia, Re-Mapping the Fields of Work, Knowledge, and Politics from a Gender Perspective*. Wiesbaden
- Becker-Schmidt, Regina (1991): Individuum, Klasse und Geschlecht aus der Perspektive der Kritischen Theorie. In: Zapf, Wolfgang (Hrsg.): *Die Modernisierung moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 25. Deutschen Soziologentages in Frankfurt am Main 1990*. Frankfurt a.M./New York, S. 383–394

- Becker-Schmidt, Regina (1995): Homomorphismus. Autopoietische Systeme und gesellschaftliche Rationalisierung. In: Aulenbacher, Brigitte/ Siegel, Tilla (Hrsg.): Diese Welt wird völlig anders sein. Denkmuster der Rationalisierung. Pfaffenweiler, S. 99–119
- Becker-Schmidt, Regina (2007): „Class“, „gender“, „ethnicity“, „race“: Logiken der Differenzsetzung, Verschränkung von Ungleichheitslagen und gesellschaftliche Strukturierung. In: Klinger, Cornelia/ Knapp, Gudrun-Axeli/Sauer, Birgit (Hrsg.): Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität. Frankfurt a.M./New York, S. 56–83
- Becker-Schmidt, Regina (2009): Erkenntnis, Forschungsgegenstand, Kritik – Notizen zu epistemologischen Kontroversen in der Geschlechterforschung. In: Aulenbacher, Brigitte/Riegraf, Birgit (Hrsg.): Erkenntnis und Methode. Geschlechterforschung in Zeiten des Umbruchs. Wiesbaden, S. 293–308
- Funder, Maria (2004): (K)ein Ende der Geschlechterungleichheit? Arbeit und Geschlecht als Medien der Inklusion und Exklusion in Organisationen. In: Baatz, Dagmar/Rudolph, Clarissa/Satilmis, Ayla (Hrsg.): Hauptsache Arbeit? Feministische Perspektiven auf den Wandel von Arbeit. Münster, S. 47–69
- Hark, Sabine (2005): Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus. Frankfurt a.M.
- Hearn, Jeff (2009): Von gendered organizations zu transnationalen Patriarchien – Theorien und Fragmente. In: Aulenbacher, Brigitte / Riegraf, Birgit (Hrsg.): Erkenntnis und Methode. Geschlechterforschung in Zeiten des Umbruchs. Wiesbaden, S. 267–290
- Heintz, Bettina (2007): Ohne Ansehen der Person? De-Institutionalisierungsprozesse und geschlechtliche Differenzierung. In: Wilz, Sylvia M. (Hrsg.): Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen. Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen. Wiesbaden, S. 231–251
- Heintz, Bettina/Nadai, Eva (1998): Geschlecht und Kontext. De-Institutionalisierungsprozesse und geschlechtliche Differenzierung. In: Zeitschrift für Soziologie. Jg. 27, H. 2, S. 75–93
- Hellmann, Kai-Uwe (2004), 1988 – und was nun? Eine Zwischenbilanz zum Verhältnis von Systemtheorie und Gender Studies, in: Kampmann, Sabine/Karentzos, Alexandra/Küpper, Thomas (Hrsg.), Gender Studies und Systemtheorie, Studien zu einem Theorientransfer, Bielefeld (17–46)
- Hirschauer, Stefan/Knapp, Gudrun-Axeli (2006): Wozu Geschlechterforschung? Ein Dialog über Politik und den Willen zum Wissen. In: Aulenbacher, Brigitte et al. (Hrsg.): Frauen-MännerGeschlechterforschung. State of the Art. Münster, S. 22–63
- Hofbauer, Johanna/Holtgrewe, Ursula (2009): Geschlechter organisieren – Organisationen gendern. Zur Entwicklung feministischer und geschlechtersoziologischer Reflexion über Organisationen. In: Aulenbacher, Brigitte/Wetterer, Angelika (Hrsg.): Arbeit. Perspektiven und Diagnosen der Geschlechterforschung. Münster, S. 64–81
- Luhmann, Niklas (1988): Frauen, Männer und George Spencer Brown. In: Zeitschrift für Soziologie. Jg. 17, H.1, S. 47–71
- Luhmann, Niklas (1997): Die Gesellschaft der Gesellschaft. Zweiter Teilband. Frankfurt a.M.
- Müller, Ursula (1993), Sexualität, Organisation und Kontrolle. In: Aulenbacher, Brigitte/Goldmann, Monika (Hrsg.): Transformationen im Geschlechterverhältnis, Beiträge zur industriellen und gesellschaftlichen Entwicklung, Frankfurt a.M./New York, S. 97–114
- Müller, Ursula (2003): „Gender“ kommt – die Geschlechter gehen? Selbst- und Fremdpositionierungen in den Sozialwissenschaften. In: Zeitschrift für Frauenforschung & Geschlechterstudien. 21. Jg., H. 2 + 3, S. 48–66
- Pasero, Ursula (1995): Dethematisierung von Geschlecht, in: Pasero, Ursula/Braun, Friederike (Hrsg.): Konstruktion von Geschlecht. Pfaffenweiler, S. 50–66

- Pasero, Ursula (2003): Gender, Individualität, Diversity. In: Pasero, Ursula/Weinbach, Christine (Hrsg.): Frauen, Männer, Gender Trouble. Systemtheoretische Essays. Frankfurt a.M., S. 105–124
- Pasero, Ursula/Weinbach, Christine (2003a): Vorwort. In: Pasero, Ursula/Weinbach, Christine (Hrsg.): Frauen, Männer, Gender Trouble. Systemtheoretische Essays. Frankfurt a.M., S. 7–14
- Tacke, Veronika (2007): Neutralisierung, Aktualisierung, Invisibilisierung. Zur Relevanz von Geschlecht in Systemen und Netzwerken. In: Wilz, Sylvia M. (Hrsg.): Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen. Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen. Wiesbaden, S. 254–289
- Weinbach, Christine (2004): Systemtheorie und Gender. Das Geschlecht im Netz der Systeme. Wiesbaden
- Weinbach, Christine (2006): Kein Ort für Gender? Die Geschlechterdifferenz in systemtheoretischer Perspektive. In: Aulenbacher, Brigitte et al. (Hrsg.): FrauenMännerGeschlechterforschung. State of the Art. Münster, S. 82–94
- Weinbach, Christine (2007): Zur Einführung: Geschlechtliche Ungleichheit in systemtheoretischer Perspektive. In: Weinbach, Christine (Hrsg.): Geschlechtliche Ungleichheit in systemtheoretischer Perspektive. Wiesbaden, S. 7–11
- Weinbach, Christine/Stichweh, Rudolf (2001): Die Geschlechterdifferenz in der funktional differenzierten Gesellschaft. In: Heintz, Bettina (Hrsg.): Geschlechtersoziologie. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft 41. Wiesbaden, S. 30–52
- Wilz, Sylvia M. (2002): Organisation und Geschlecht. Strukturelle Bindungen und kontingente Kopplungen. Opladen
- Wilz, Sylvia M. (2004): Relevanz, Kontext und Kontingenz: Zur neuen Unübersichtlichkeit in der Gendered Organization. In: Pasero, Ursula/Priddat, Birger P. (Hrsg.): Organisationen und Netzwerke: Der Fall Gender. Wiesbaden, S. 227–258
- Witz, Anne/Savage, Mike (1992): The Gender of Organizations. In: Savage, Mike/Witz, Anne (Hrsg.): Gender and Bureaucracy. Oxford, S. 3–61